



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Vier Festreden von Julius Schnorr von Carolsfeld : mitgeteilt aus seinem
Nachlasse.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Vier Festreden von Julius Schnorr von Carolsfeld.

Mitgeteilt aus seinem Nachlasse.



Für den handschriftlichen Nachlaß des Malers Julius Schnorr von Carolsfeld hat sich der Erbe noch nicht gefunden, der befähigt und gewillt gewesen wäre, das darin gebotene Material zu einer Darstellung der Geschichte seines Lebens und der Kunstbestrebungen seiner Zeit zu verarbeiten. Man kann dies bedauern, da die geschichtlichen Quellen bis jetzt nur spärlich fließen, aus denen die Reformbestrebungen, welche sich an das Auftreten der deutschen Künstler in Rom und die Namen von Cornelius, Overbeck und Schnorr selbst knüpfen, genauer erkannt, Irrthümer, denen die Beurteilung dieser Männer gegenwärtig ausgesetzt ist, berichtigt werden könnten. Aber für die Wahrheit des historischen Gesamturteils über die Bedeutung Schnorrs und der von ihm vertretenen Kunststrichtung kann es doch schließlich nur ein Gewinn sein, wenn jene kunstgeschichtliche Arbeit nicht eher an das Licht tritt, als bis die so rasch wechselnden, so jäh in ihr Gegenteil sich verkehrenden Tagesmeinungen aufgehört haben werden, dieses Gesamturteil zu beeinflussen. Denn es steht erfahrungsmäßig fest, daß in der Würdigung der Wirksamkeit hervorragender Männer kein Zeitalter ungerechter zu sein pflegt, als dasjenige, welches unmittelbar auf ihren Tod folgt. Belege für diese Erfahrung stünden reichlich zu Gebote; doch ein Hinweis allein auf die Geschichte der Beurteilung Goethes dürfte alle übrigen Belege entbehrlich machen.

Der Einsender dieses vermeidet es um mehrerer und ganz verschiedenartiger Ursachen willen, seinerseits mit einem geschichtlichen Urtheile über die künstlerischen Bestrebungen hervorzutreten, welche in Rom ihren Ausgangspunkt hatten und später sich in München zu der bekannten großartigen Thätigkeit entfalteten. Nur das eine will er hervorheben, indem er auf die hier mitgetheilten Festreden Schnorrs aus den Jahren 1844 bis 1846 hinweist, in wie hohem Grade in diesen Reden als ein für die Kunstthätigkeit der Zeit charakteristisches Merkmal jene mit Thatkraft und Unternehmungslust verbundene ideale Begeisterung zum Ausdruck kommt, welche das Emporblühen deutscher Kunst in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts als einen Teil des nationalen Aufschwungs erscheinen läßt, der dem neunzehnten Jahrhundert in der Geschichte des deutschen Volkes dauernd sein besonderes Gepräge geben wird.

1.

Meine verehrten Freunde, die Benachrichtigung von Ihrem Vorsatze, auch in diesem Jahre eine festliche Zusammenkunft mir zu Ehren zu veranstalten, erregte das Verlangen in mir, mein Herz wieder einmal gegen Sie auszuschiütten.

Geehrte Freunde, was ist es, das uns hier vereinigt und sonst im Leben zusammenhält, anderes als ein Verhältniß gegenseitigen Vertrauens, und zwar bei uns allen ein frei erwähltes? Viele von Ihnen sind längst aus dem Schülerverhältniß zu mir herausgetreten, und gerne suche ich mit diesen die Stellung gleichmäßiger Gegenseitigkeit einzunehmen, eine Stellung, in der auch mir Rat und That zu Gute kommen kann. Andere der verehrten Teilnehmer an dem heutigen Feste standen niemals als Schüler mir zur Seite; es vereinigt uns das Band der Kunstgenossenschaft und Freundschaft. Sowohl diese aber als jene sehen mich als einen Lehrer und Führer an, wenn auch nicht als den ihrigen. Ich mag wollen oder nicht, als ein Führer muß ich gelten, und zwar vorzugsweise bei der heutigen festlichen Gelegenheit.

Es läge nun nahe, mich darüber zu erklären, was ich als solcher zu erreichen gesucht, wie ich dieses meines Amtes und Berufes gewartet habe, um entweder noch ein näheres Verständniß zu Gunsten einer bessern Wirksamkeit herbeizuführen, oder gegen Mißverständnisse mich zu verwahren, oder auch zu rechtfertigen gegen etwaige Beschuldigungen. Das bleibe aber heute ferne von mir. Daß Sie mich hierher gerufen haben und wir so fröhlich beisammen sind, das ist ja ein Beweis, daß wir uns verstehen, und daß ich nicht erst nötig habe, mich zu rechtfertigen.

Angemessen scheint es mir aber gerade in der jetzigen Zeit, in welcher der Umschwung der Ideen und Ansichten so lebhaft ist, Veränderungen in der Zeitstimmung so rasch vor sich gehen, mit Reckheit und Bitterkeit das angetastet wird, was noch vor kurzem für unantastbar galt, einiges zu sagen über den Charakter und die Erfolge der Bestrebungen derjenigen Männer, welche vorzugsweise als Führer, ja als Anführer bei den großen Bewegungen, die wir auf dem Gebiete der Kunst erfahren und erlebt haben, von uns angesehen werden.

Soweit ich hierbei als beteiligt erscheinen mag durch meine Übereinstimmung mit den Ansichten derselben, soferne ich diesen Ansichten treu geblieben und ihnen gemäß gewirkt habe, wird sich das Verständniß meiner Bestrebungen und die Rechtfertigung für die Ausübung meines Lehramtes von selbst ergeben. Was aber den oben bezeichneten Gegenstand meiner heutigen Ansprache betrifft, so werde ich mich mit der Andeutung der Hauptzüge begnügen und eine weitere Ausführung Ihnen eigenen Gedanken überlassen. Dieses erscheint um so geeigneter, als ich den jüngeren unter Ihnen gern eine Anregung geben möchte, für die Angelegenheiten der Kunst sich selbst die Anhaltspunkte zu suchen, von denen aus sowohl der zurückgelegte Weg beurteilt, als der zu verfolgende erkannt werden kann.

Was ich über die Bestrebungen und Erfolge jener Männer sagen werde, wird mit einer Abwehr der Angriffe sich verbinden, die so häufig und erst vor kurzer Zeit in feindseligster Weise gegen uns gerichtet worden sind.*) Ohne zu bedenken, welche Hindernisse überwunden werden mußten, um in der Tiefe den Grund zu gewinnen, auf welchem das Heiligtum der Kunst in reiner Gestalt sich erheben konnte, verklagt man jetzt schon die Bauleute, weil ihr Werk noch nicht vollendet ist. Ohne zu begreifen, weshalb die Maler vor allem eine stilvollere Formenentwicklung, und zwar in einer innigeren Verbindung mit der Architektur und Plastik, erstrebten und die sich bietende Gelegenheit zur Ausführung monumentaler Werke mit Eifer ergriffen, wirft man ihnen den Mangel an dem sichern Gebrauch der Farbe vor und will beweisen, daß ihre Bestrebungen verfehlt und nichtig seien

*) In der Schrift eines gewissen Igelsheimer.

gegenüber den Erfolgen andrer Schulen, welche ihre Vorbilder und die Wahrheit nur in der uns umgebenden Natur suchen.

Nun, meine Freunde, um neue Entdeckungen, welche wir von diesen anzunehmen etwa verschmäht hätten, handelt es sich wahrlich nicht. Unsr Führer erkannten die Wahrheit in des Wortes tiefster Bedeutung, sie kannten auch das Element der Farbe, des der Malerei allein eigenthümlichen und nur ihr zugewiesenen Trägers des allgemeinen Kunstgeistes, wenn sie dieses Darstellungsmittel auch nicht beherrschten. Sie kannten die alten Meisterwerke und verstanden namentlich die noch immer unerreichten Leistungen der Venezianischen Schule, die neben der Farbe noch durch eine das gesammte Kunstgebiet durchdringende und belebende schöpferische Kraft getragen werden. Wo aber hätten sie die Werkstätte finden können, in welcher ihnen das gelehrt worden wäre, was man allerdings lernen muß, wenn man ein Maler werden will? In den Kunstakademien gewiß nicht. Und wäre bei der damaligen Beschaffenheit der Kunstzustände es wohl recht gewesen, wenn sie ihre Kräfte hätten zersplittern und dem dort winkenden Ziele nachjagen wollen, da es galt, den Boden zu bereiten, auf welchem die Kunst frisches Leben und Gedeihen finden konnte? Das, was not that, suchten unsre Meister wo anders, und in Wahrheit, es lag auch wo anders.

Leben, Geist, Wahrheit, Ernst, Tiefe und Innigkeit der Empfindung, nicht weniger als alles war abhanden gekommen. Kalte Nachahmung antiker Formen oder gemeine Modellwahrheit sammt dem leeren Schlendrian der Kunstschulen mußte niedergeworfen werden, um zum Leben durchzudringen. Und als der rechte Untergrund gefunden war, fand man ihn da, wo für alles Leben, nicht bloß für das Leben in der Kunst, allein fester Grund und Sicherheit gefunden wird, in der Erkenntnis des Verhältnisses des Menschen dem Ewigen gegenüber. Nur von da aus versteht der Mensch die Geschichte, das Leben; von da aus begreift sich das Sehnen des Menschen nach etwas Höherem, das Bedürfnis seines Herzens und Geistes. Da wurzelt auch alle wahre Begeisterung, Poesie und jegliche Kunst.

So stark war die Empfindung, daß nur von dem Standpunkt wiedergewonnener Pietät allein eine Wiederherstellung der Kunst möglich sei, daß jene Führer vor allem in einer Veredlung ihres innern Menschen die Bürgschaft für den Segen im Berufe erkannten. Man mag hierüber denken, wie man will; zugeben muß man aber, daß die Gesinnung, in welcher solche Ansichten wurzeln, eine edle sei, gewiß eine edlere, als die so häufig wahrnehmbare Sinnesart, welche mit innerer Zerrissenheit unter Spott und Hohn ihre Wege zum Ziele finden und andern zeigen will; zugeben muß man, daß, abgesehen von dem Gewinne des innern Menschen, die Werke, welche aus der vorhin bezeichneten Gesinnung hervorgegangen sind, den Ausdruck der Innigkeit, wahrer Frömmigkeit und des Friedens an sich tragen, welchen der bloße Vorsatz, auch des geübtesten und talentvollsten Künstlers, steht er nicht auf gleichem Grunde, nicht zu geben vermag. Und hiernach wird man auch zugeben müssen, daß der gesuchte und nach Kräften eingenommene Standpunkt wenigstens in dieser Beziehung sich gerechtfertigt habe.

Wie steht es nun aber jetzt bei denen, welche von diesem Standpunkt ausgegangen sind? Haben sie etwa auf engem Raume sich eigensinnig abgegrenzt, oder gewannen sie nicht vielmehr einen freieren Einblick in die Unendlichkeit der Welt des Geistes, indem inneres Leben überhaupt sich erschloß? Hat das Gebiet der Geschichte wie der Offenbarung sich nicht aufgeschlossen vor den Blicken dieser Männer? Wann wären wohl die erhabenen Schilderungen patriarchalischer Zeiten, die Mythen der Hellenen und Germanen, die großen Dichtungen eines Homer,

Dante, Goethe, oder selbst die heitern Seiten des Lebens tiefer, besser verstanden worden, als von ihnen? Hat sich ein mächtiges Wachstum an allen Kräften nicht kundgegeben von dem Augenblicke an, da es gelang, mit ernüchtertem Sinne den Standpunkt der, wie es vielen schien, kindischen alten Kunst wiederzugewinnen? Folgte nicht Sieg auf Sieg? Hat die im ganzen so gesunde und lebenskräftige Bewegung nicht jede Schranke durchbrochen, die der Eigensinn oder die Beschränktheit einzelner einer weiteren und vielseitigeren Entwicklung in den Weg legen wollte?

Man erlaube mir hier ein paar Stellen aus den Briefen eines ruhmgelächerten, edlen, durch seinen außerordentlichen Scharfsinn ausgezeichneten deutschen Gelehrten und Staatsmannes, der während der Jahre 1816 bis 1823 als preussischer Gesandter sich in Rom aufhielt, anzuführen, um zu zeigen, daß nicht etwa bloß in meinem Kopfe die Dinge sich so zeigen, wie ich sie geschildert habe. Niebuhr schreibt in einem Briefe vom Februar 1817 an Savigny: „Die hiesigen Maler sind entschieden in zwei Parteien geteilt; die eine besteht aus unsern Freunden und denen, die sich an sie anschließen, die andre ist die zusammenhaltende Phalanx derer, die um das Feuer in den Büschen auf dem Blocksberge sitzen. Jene sind von exemplarischem Lebenswandel; hier blühet die alte Liederlichkeit der deutschen Maler zu Rom, wie vor dreißig Jahren.“ In einem andern Briefe von dem nämlichen Jahre schreibt er: „Ich gehe mit denen am meisten und beinahe allein unter den Künstlern um, die zur religiösen Partei gehören, weil die, welche ganz fromm sind, und die, welche nach Frömmigkeit streben, bei weitem die edleren und auch die geistreicheren sind.“

Wie in jeder mächtiger sich entfaltenden Kunstperiode, so hat auch in dieser der Geist die Bahn gebrochen, und festhaltend an dem einmal gewonnenen Kern, hat sie auch einen immer freieren, unabhängigeren und eigentümlicheren Charakter angenommen. Und ich sage euch, man hat gearbeitet, zu lernen gesucht und sich nicht begnügt, in weichlichen Gefühlen dahinzudämmern. Könntet ihr nur sehen die Studien eines Overbeck und anderer nach dem Afte, dem Gewande und der Anatomie! Was Zeichnung anbelangt, so habe ich noch nichts gründlicheres gesehen. Oder hätte man etwa Wahrheit und Natur bei der Formengestaltung vernachlässigt und verabsäumt? Was ist Naturwahrheit im Gebiete der Kunst? etwa die schwielige Hand des Lastträgers? Wo sehet ihr auf den Straßen die Vorbilder der Helden, der Apostel und Propheten? Sind die Apostel eines Guercino wahrer als die Propheten des Michelangelo, weil sie scheinbar wirkliche Runzeln haben? Sehet Michelangelos Adam, ob das nicht der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes ist, also der wahre Mensch? Man verwechsle doch die Wahrheit nicht mit dem Schein der Wirklichkeit, der bloßen Modellwahrheit. Kann der schöpferische Geist die Kunstwahrheit nicht aus sich gebären, wie Jupiter aus seinem Haupte die ausgestaltete Minerva entsteigen ließ, dann verzichte die Kunst nur von vornherein auf ihre edelsten Gebilde! Ihr Engel und Heiligen und ihr Helden der Vorzeit, ihr seid für uns verloren, denn ihr erscheint freilich nicht zum stündlichen Gebrauche im wohl eingerichteten Atelier mit dem Lichte von oben! — Oder gebriecht es an dem Sinne für Unordnung, an Mannichfaltigkeit und Reichthum der Gestalten und Motive? Auch da sind die Werke unsrer Führer Zeugen ihrer Kraft, die von den Göttern der Nacht sich nicht verschrecken lassen. Von welcher Seite ist neues Leben in die Architektur gedrungen und hat die starren Bollwerke hergebrachter Formen niedergeworfen und neue, lebendigere, unserm innersten Wesen angemessenere zur Geltung gebracht? Wer hat den reichen, mannichfaltigen Schmuck der Räume

wieder gefunden, wer der Arabeske neues Leben eingehaucht, den heitern, sprudelnden Witz, die tiefsinnige Glosse der Randzeichnung aus dem Schlafe erweckt? Wo haben selbst die reproduzierenden Künste, die Kupferstecher- und Holzschnidekunst, ihre erfolgreichen Strebungen angeknüpft, als an jenem allgemeinen Mittelpunkt alles Lebens?

Sollte nun aber gar nichts mehr zu thun sein, das sich der Rede und Anstrengung wert fände? Wäre die Kunst erschöpft und der Nachwuchs sollte die Hände entweder in den Schoß legen, oder läge ihm nichts anderes ob, als die Väter anzuhängen und ihnen nachzubeten? Das zu behaupten, wäre eine Thorheit. Nur heran, ihr jungen Helden, die Waffen geschwungen! Noch giebt es genug zu kämpfen und zu erobern. Leben und Kunst sind reich genug, um immer neue Seiten, neue würdige Aufgaben hervorzuführen, durch deren Lösung man Kränze erringen kann. Aber eines sollen diese Helden bedenken: sie sollen nicht vergessen, was ihre Alten gethan, und was sie diesen zu verdanken haben; sie sollen nicht bloß, weil sie die Nachgeborenen sind, nach Hottentotten- und Buschmännerart die ergrauten Führer den Wölfen und Raben des Undanks und des Hohnes preisgeben, um über kurz oder lang dasselbe Schicksal von ihren Nachfolgern zu erfahren; sie sollen nicht, nach einem leeren Scheine jagend, verlieren und daran geben, was sie besitzen, sondern das einmal gewonnene Gebiet nach Kräften behaupten und auf der ererbten Grundlage weiter bauen. Und glücklich dann, wer einst sagen kann: wir haben so viel hinzugethan, als wir empfangen haben, auch unsre Werke sind Zeugen unsrer Ehre!

Wer die Fortschritte mit Unbefangenheit und Gerechtigkeit würdigt, welche in der letzteren Zeit auf dem Gebiete der Malerei im engeren Sinne gemacht worden sind, wer es anerkennen will, wie viel größere Sicherheit in der Behandlung der Farbe gewonnen worden und wie mehr und mehr die Beherrschung dieses Elementes sich vorbereitet, wird nicht bange sein, noch zweifeln, daß unsre, d. h. die gesammte von jenen Führern vor andern ins Dasein gerufene deutsche Malerschule auch diese Krone noch erringt. Sie wird sie erringen, und zwar als eine ihrer Kunststart und dem deutschen Geiste angemessene, weil organisch entwickelte Zierde. Auf der andern Seite kann man aber auch wohl ohne große Prophetengabe voraussagen, daß diejenigen aus unsrer Schule, welche die an andern Schulen mit Recht bewunderte Beherrschung der Farbe gleichsam sprungweise erhaschen wollen, oder alles übrige über Bord werfen und an diesem Schatz genug zu haben vermeinen, nicht nur das verlieren, was sie sich sonst schon angeeignet, sondern auch das nicht organisch von innen und von der Basis aus entwickelte nicht gewinnen werden.

Meine verehrten Freunde, ich kann mich darauf berufen, daß ich bei allem Festhalten an dem unveräußerlichen, edelsten und höchsten Rechte der Kunst, schöpferisch zu gestalten, doch jederzeit auf Wahrheit, auf Natur und auf die unabwiesliche Notwendigkeit einer entwickelten Fähigkeit, sie darzustellen, hingewiesen habe. Noch im vorigen Jahre habe ich im Einklang mit den von jeher gehegten Ansichten an dieser nämlichen Stätte als meine Überzeugung es ausgesprochen, daß die höchste Kunst nur in der vollendetsten Form zur Erscheinung kommen könne. Darum durfte ich mich wohl so lebhaft gegen die Gefahren einer Abirrung von dem als richtig erkannten Wege erklären, ohne Besorgnis, bei Ihnen einem Mißverständnis mich auszusetzen. Vor allem aber hoffe ich darauf rechnen zu können, daß Sie überzeugt sind, niemand werde sich herzlicher freuen, niemand es lieber anerkennen als ich, wenn ich erlebte, daß die Jünger ihren Meistern weit voraneilen. Aber gerade dann, wenn Sie dem erhabenen Ziele noch um so viel näher

gerückt sind als jene älteren Führer, dann werden Sie auch gerne bekennen, gut geführt worden zu sein. Dann werden Sie aus eigenem Antriebe jenen Ruf anstimmen, zu welchem heute ich Sie noch auffordere, zu dem Rufe: Hoch leben unsere Altmeister, unsere Führer Cornelius und Overbeck!

München, am 11. April 1844.

2.

Abschied von den Münchnern.

Meine Herren, so oft ich noch diesem Tage entgegen sah, beschäftigte mich das eine oder andre, was ich glaubte Ihnen an das Herz legen zu müssen. Es waren aber immer Gedanken, die sich zunächst auf Sie, auf Ihren künstlerischen Beruf oder auf die Kunst im allgemeinen bezogen. Heute zum erstenmal sehe ich mich veranlaßt, von meiner Person allein zu reden.

Wenn ich sonst bei dem mannichfachen Wechsel der Glieder dieses Kreises mein Verhältnis zu demselben für ebenso unveränderlich halten konnte, als meine Gesinnung gegen ihn; wenn die Kette, welche unser Kreis darstellt, in fester Gliederung sonst sich stets ergänzte, so muß heute ich derjenige sein, der Ihnen sagt, daß dieses Fest zum letztenmal gefeiert wird, daß wir heute ein Abschiedsfest, mein Abschiedsfest begehen.

Die Stadt, in der ich nun seit fast zwei Jahrzehnten weile, die ich nie, weder mit dem Kopfe noch mit dem Herzen, anders denn als die Stätte meines Bleibens betrachtete, soll ich verlassen und in jenes Land zurückkehren, da ich geboren bin und die Zeit meiner Jugend verlebte. Glauben Sie mir, meine Freunde, daß ich nur mit schwerem Herzen an den Abschied denke, daß ich aber doch getrost und festen Mutes dem neuen Ziele entgegengehe; denn gewiß: es ist mein Beruf, der mich dahin führt, und eine gute deutsche Stadt ist's, die mich ruft.

Lassen Sie uns heute den Abschiedsgedanken nicht allzu sehr nachhängen, vielmehr die Überzeugung in das Herz fassen, daß es kommen sollte, wie es gekommen ist, und in dieser Überzeugung fröhlich sein. Lassen Sie uns festhalten in der Freundschaft, in treuer Erinnerung an einander. Ich werde nie vergessen, was Sie in dieser letzten Zeit für mich gethan haben, und den Dank treu im Herzen bewahren, den ich auszusprechen nicht vermag. Lassen Sie uns festhalten an dem, was wir in unserm Berufe als recht und wahr erkannten. Bleiben wir auch nicht bei einander in München, so lassen Sie uns doch stets echte Münchner bleiben.

Ich, jetzt und hernach mit Leib und Leben ein Münchner, erhebe das Glas und leere es auf das Wohl der Münchner.

München, den 28. April 1846.

3.

Abschiedswort an die Münchner Kollegen, Freunde und Schüler.

Meine Herren, es ist mir tröstlich und erhebend, eine Vereinigung wie die heutige vor mir zu sehen; denn ich darf in diesem letzten Gruß, den Sie an mich richten, einen Beweis erblicken, daß Sie mit guter Meinung mich ziehen lassen und nicht etwa von mir glauben, daß ich nur einer fetteren Weide, einer reichlicheren Ausbeute nachgehe, nachdem hier eine mühelose Ernte beendigt ist.

Die Zeit ist gemessen, und ich will nicht zu viel Worte machen.

Ja, meine Herren, Sie dürfen so von mir denken. Ich habe das Bewußtsein, nach dem Maße der mir verliehenen Kräfte in meinem hiesigen Wirkungskreise gearbeitet zu haben. Und wie gerne hätte ich noch lange in diesem Kreise des Wirkens mich bewegt! Sie dürfen mir glauben, daß es kein leichtes Stück Arbeit für mich ist, von Baiern, von Ihnen mich zu trennen. Nur die feste Überzeugung, daß ich von nun an der Kunst in andern Verhältnissen dienen soll, verleiht mir die Kraft, in guter Fassung zu scheiden.

Es möge mir aber gestattet sein, denjenigen unter Ihnen, zu welchen ich als Lehrer in einer Beziehung gestanden habe, noch ein letztes Wort in jener Eigenschaft zu sagen. Vielleicht könnte es ungeeignet erscheinen, dies in der Gegenwart so vieler zu thun, welchen ein solches Verhältniß ferne steht. Indessen, da Sie mich nicht darum ehren, weil ich etwa mit Verleugnung meiner Ansichten und des mir angewiesenen Berufes Ihnen angehöre, sondern vielmehr darum, weil Sie die gute Meinung von mir haben, daß ich in meinem Berufe ein treuer Arbeiter gewesen sei, so darf ich hoffen, Sie werden nicht mit Abneigung Zeugen sein, daß ich auch noch diese letzte Gelegenheit benutzen wollte, meines Amtes zu warten.

Ich sagte vorhin, ich hätte nach dem Maße meiner Kräfte hier gethan, was ich vermochte. Wenn ich dies in Beziehung auf die als ausübendem Künstler mir übertragenen Aufgaben verstehen durfte, so darf ich wohl auch hinzufügen, daß ich ebenso das Beste zu lehren suchte, was ich wußte.

Manches freilich, das gestehe ich gerne, habe ich nicht lehren können, weil ich es selbst nicht wußte oder auch nicht konnte; gerade das aber, was ich in meinem Gebiete für das wesentlichste halte und wovon ich glaube, daß es auch in Zukunft hier gesucht, ja von der Münchener Schule wird gefordert werden, das habe ich gelehrt. Auf jenes Element der Kunst, wornach sie ihre höhere und höchste Bedeutung erhält, darauf habe ich unausgesetzt hingewiesen. Und ich habe darauf hingewiesen, weil es mein Beruf war und ohne einem andern Gebiete jemals zu nahe zu treten.

Niemand kann von mir sagen, ich hätte je ein tüchtiges Können mit Geringschätzung betrachtet, wo es in einer andern Kunstsphäre als der meinen sich hervorgethan. Auch die geringste Fertigkeit und Meisterhaftigkeit hat in meinen Augen eine Bedeutung, da ich wohl weiß, daß es am Ende doch entscheidend sei, wie man eine Sache mache, nicht was man mache. Und sollte es die Geschicklichkeit sein, einen Schafpelz vortrefflich darzustellen, ich ehre sie. Nur das verdanke man mir nicht, wenn ich in meinem Gebiet meinen Standpunkt behaupte und den Schafpelz nicht anerkenne als das goldne Vließ der Kunst, als jenes höchste Ziel und Kleinod, nach welchem die Argonauten der Kunst, die erwählten Helden, ihr Leben lang steuern sollen; als jenes Kleinod, durch dessen Erreichung und Besitz die erhabenste Aufgabe der Kunst gelöst wird.

Doch, meine Herren, halten Sie mir die Abschweifung zu Gute. Wie gerne komme ich selbst von dem erwähnten Kunstkleinod auf den viel köstlicheren Schatz zurück, von welchem Sie so großmütig auch heute wieder mir mittheilen. Es ist Ihr Wohlwollen, Ihre Liebe. Empfangen Sie meinen Dank für alles, was Sie an mir gethan haben. Ich danke hiermit den anwesenden und auch den abwesenden Gönnern und Freunden, allen denen, welchen ich verpflichtet bin, den hochgestellten Männern, die mich ermunterten und förderten, meinem verehrten ehemaligen Vorstand und meinen lieben Kollegen, den Freunden, den Kunstgenossen; ich danke auch meinen lieben Schülern. Innigen Dank allen! Auf Ihr Wohl dies Glas!

Menterschwaig, den 14. September 1846.

4.

An die Dresdner nach der Ankunft von München.

Meine Herren, als ich vor fünf Jahren mein Heimatland begrüßte, empfand ich den Hauch des Frühlingslebens, das sich mächtig unter Ihnen regte, und ich fühlte damals schon zu Ihnen mich hingezogen, ohne auch nur ahnen zu können, daß ich zum Mitarbeiter in diesem schönen Garten der Kunst jemals würde berufen werden. Jenes Frühlingswehen, es hat nicht getäuscht; fort und fort walten schaffende Kräfte, und neue Keime schwellen. Der Arbeit wird aber viel, denn reich will die Ernte werden.

Nun haben Sie auch mich zur Arbeit hergerufen, wohl fühlend, wie nahe schon lange ich Ihnen stehe; denn fürwahr, ich kann Ihnen kein Fremdling sein. Ich stehe Ihnen nahe durch meine Geburt wie durch meine Bestrebungen. Ich stehe Ihnen nahe vor allem durch meine Liebe zu Ihnen.

Und doch, meine Herren, mein letztes Wort an die Münchner war, daß ich Münchner bleiben würde bis an meines Lebens Ende, und mein erstes an Sie lautet ebenso. Ja, ich werde Münchner bleiben; das heißt, ich werde treu bleiben der Richtung, welcher sich alle meine innersten, meine besten Kräfte zugewendet haben; ich werde festhalten an dem Kern der Überzeugungen, wie er sich dort gestaltet hat. Ich werde auch Münchner bleiben durch meine Anhänglichkeit an einen Kreis edler Männer, der mich dort umgab, und wahrlich, ich wäre nicht wert, mit Vertrauen von Ihnen empfangen zu werden, wenn ich mich leicht getrennt hätte, wenn ich fähig wäre, der Treue zu vergessen, die ich dort gefunden habe.

Werde ich Ihnen aber darum weniger gehören, weil ich jenen treu bin, weniger kräftig Hand anlegen an die Arbeit, weil ich sie thun werde nach meiner alten Weise? Gewiß nicht. Gebe Gott, daß wir von Worten bald zu Thaten kommen; ich brenne vor Verlangen, mit Ihnen zu schaffen, zu schaffen zur Ehre des lieben Sachsenlandes, und wie würde ich mich freuen, wenn mein Münchnerisch recht bald zum Dresdnerisch würde, denn ich hoffe, es ist gutes Deutsch.

Noch heute, meine Herren, werde ich es ernstlich bedenken, wie ich am besten meinem Berufe unter Ihnen dienen kann. Nicht auf Namen und auf Personen werde ich sehen, immer nur auf die Sache. Es ist an sich so schwer, etwas zu vollbringen, und so leicht zu reden, daß wir den immer ehren dürfen, der doch etwas gethan hat, und finden wir, er habe es nicht gut gethan, so mögen wir es besser machen; das sei unsre Rezension.

Verkennen wir es nicht, auf Thaten kommt es an, meine Herren. Sehen wir zu, daß das uns anvertraute Pfund reiche Zinsen bringe. Deutschland wird um so strenger uns nachrechnen, als es an seinen Sachsen zweifelt, und glauben Sie mir, wir werden nicht ernten ohne Arbeit, ohne eifrige und treue Arbeit. Sind wir aber treu und eifrig, dann wird unsre Frucht Ruhm und unsre Ernte Sieg sein.

Daß die Arbeit gelinge und die Ernte reich werde, darauf lassen Sie uns ein Glas leeren.

Dresden, den 30. September 1846.

